

# „Kochen ist österreichisch“

Eva Menasse (und andere) über das deutsche und österreichische Wesen

Daniel Krause (Kraków)

Rezension v. Steffen, Eva (Hg.):  
Wir sind gekommen, um zu bleiben.  
Wien: Czernin 2009, 162 pp.

Ein bekannter österreichischer Journalist meinte, als ich ihm von *Wir sind gekommen, um zu bleiben* erzählte, nur: „Das Thema ist doch längst durch!“ Rein gefühlsmäßig musste ich ihm widersprechen. Und auch die Fakten sprechen [...] für das vorliegende Buch: Im letzten Jahr erschien die Studie *Die Deutschen kommen* des österreichischen Integrationsfonds. Die Tatsache, dass die Deutschen mittlerweile die zweitgrößte Einwanderergruppe (vor den Serben und Montenegrinern) sind, hat offenbar den Ausschlag gegeben, die ‚Piefkes‘ zum Thema eines ganzen Heftes zu machen. (p. 9)

Nun herrscht kein Mangel an populären Sammelbänden oder Überblicksdarstellungen zum österreichisch-deutschen Verhältnis. EU-Gemeinsamkeit mit Freizügigkeit und Österreichs kleines Wirtschaftswunder seit den 1990er Jahren, kurzum: die Arbeits- und Studienmigration tragen ihren Teil dazu bei, dass solche Veröffentlichungen interessierte Leser finden. Dabei bleibt nicht aus, dass mancher Gedanke, manches Zitat zwischen Helmut Qualtinger und Karl Kraus bis zum Überdruß wiederholt wird und Stereotypen vorherrschen, auch wo es sich um schlichte, ‚authentisch‘ daherkommende Selbstzeugnisse und Erfahrungsberichte Zugewanderter handelt. Die Frage, wie viel Wahrheit in derlei Klischees enthalten ist, scheint sich zu erübrigen: Die Wiederholung schafft ihre eigene Wirklichkeit. Dies gilt auch für vorliegenden Sammelband, den Eva Steffen, aus Deutschland gebürtig, bei Czernin herausgegeben hat: Etwa zwei Dutzend Beiträge wurden versammelt, meist wenige Seiten lang und sprachlich wie gedanklich wenig ambitioniert, doch mit ‚lebensechter‘ Anmutung. Als AutorInnen firmieren ‚Kulturschaffende‘ im weitesten Sinne: Art Directors, Verleger, Universitätsprofessoren etc., die sämtlich aus Deutschland stammen oder dort aufwuchsen, dann aber nach Wien übersiedelten und jetzt Gelegenheit erhalten, ihre Erfahrungen zu Papier zu bringen.

Unter den BeiträgerInnen sind wenige professionelle Schriftsteller, am bekanntesten: Eva Menasse, die, als Österreicherin in Berlin lebend, einen „Gegenbeitrag“ liefert – *Unter Piefkes. Eva Menasse über österreichisches Leben in Deutschland* –, dessen herausgehobener Status durch Platzierung am Ende des Bandes zum Ausdruck gebracht wird. Beinahe als einziger unter den Texten lässt er nach Form und Gehalt literarische, zumindest essayistische Ambition erkennen: „Warum wirkt der (West-) Deutsche arrogant? [...] Ich glaube, er ist bloß auf eine hoch effiziente, aber beängstigende Weise schnörkellos. Er spricht nicht in Mäandern, Ellipsen oder Gewölk, sondern er lernt schon in der Schule, sich so kurz und prägnant wie möglich zu halten. Er tastet sich nicht heran, er schlägt sich durch. [...] Dagegen fällt es uns Österreichern seit jeher schwer, zum Punkt zu kommen. Wir scheuen die Eindeutigkeit wie die Motten das Licht.“ (p. 158)

Hofmannsthals notorisches Schema *Der Preuße und der Österreicher* hat 1917 ganz Ähnliches konstatiert: Dem Preußen wird Unvergleichlichkeit „in der geordneten Durchführung“ und „mehr Konsequenz“ zugeschrieben, der Österreicher bleibe dagegen „lieber im Unklaren“. (Fragliches Schema wird schon durch Eva Steffen im Vorwort zitiert, wie um den Band mit jener literarischen Dignität auszuzeichnen, die den meisten Beiträgen nicht eigen ist.) Dass hundert Jahre und manche Verwerfungen später beinahe dieselben Attribute zugewiesen werden, gibt zu denken: Mentalitäten – oder dem Gespräch darüber – scheint beachtliche Zähigkeit zuzukommen.

Die sprachlichen Unterschiede sind natürlich Abbild des Charakters.<sup>1</sup> Und solange keine extremen politischen Bedingungen herrschen, reichen ihre Eigenschaften den Deutschen eher zum Vorteil. Sie sind ein halbwegs transparentes Volk. Sie fragen, wenn sie etwas wissen wollen, sie sagen, was sie denken, und sie nehmen keine übertriebenen Rücksichten darauf, wie das beim anderen ankommen könnte. [...] Das, was man sieht und hört, ist meistens das, was ist. Keine Hintergedanken, keine versteckte Bedeutung, keine Codes, und viel weniger zur Schau getragene Neurosen. [...] Was ich [...] keinesfalls vermisse, worüber ich vielmehr täglich froh bin, es los zu sein, ist das Enge, Kleine, Neurotische, das Beleidigte und Verhaberte, das Österreich auf so vielen Ebenen durchzieht. [...] In Berlin dagegen lebt es sich unbehelligt. Wenn es mir nach einer Weile doch zu ruhig und zu vernünftig, zu glatt und zu abgrundlos wird, fahre ich nach Wien. [...] [Wenn] der Urlaub vorbei ist, bin ich sanatoriumsreif. [...] Mit letzter Kraft erreiche ich das Flugzeug in das langweilige,

vernünftige, in das psychodynamisch und geografisch so viel flachere Deutschland.  
(pp. 159-162)

Eva Menasse verhehlt nicht, dass sie zuweilen Sehnsucht nach Österreich überkommt, so „nach dem guten Essen, für dessen Zubereitung man sich wahrscheinlich genau die Umstände machen muss, die sich der Norddeutsche in Jahrhunderten abtrainiert hat. Kochen ist österreichisch, ein bisschen hievon, ein bisschen davon, und am Schluss noch einen Schuss vom Gegenteil, kein Entweder-Oder, kein Ganz-oder-Gar-Nicht wie bei den Preußen“ (p. 160). Wer Lévi-Strauss' anthropologische Meditationen über das „Rohe“ und das „Gekochte“ im Sinn hat, wird den deutschen (oder allgemein protestantischen) Verzicht auf die Sorgfalt des Kochens bedenklich finden ...

Welche Rolle spielt in den zwei Dutzend Österreich-Betrachtungen dieses Bandes Kakanien? Es wird schemenhaft wahrgenommen, als Ursprung jener Merkmale österreichischen Lebens, die altmodisch-verstaubt und morbide erscheinen: eine Sissi- oder Zentralfriedhofs-Filmdekoration. Wenige AutorInnen unterziehen sich der Mühe, genauer hinzusehen und nach Verbindungslinien zwischen Monarchie und Republik zu forschen: Charlotte Sucher ist aus der Steiermark gebürtig und im Ruhrgebiet aufgewachsen. Seit 2007 amtiert sie als Abteilungsleiterin im österreichischen Unterrichtsministerium, zuständig für „bundesstaatliche sichtbare Auszeichnungen im Kunstbereich“. Sucher steuert einen klugen, staunenswert aufrichtigen Artikel über das österreichische Hofrats- und Ordenswesen bei, das ihr vergangenheits-, also identitätspolitisch überaus signifikant scheint:

Bewusst wollte sogar die Zweite Republik an Elemente der untergegangenen Habsburgermonarchie anknüpfen, die man am 12. November 1918 wenig betrauert in Massendemonstrationen zu Grabe getragen hatte. Dieser Rückgriff auf die Vergangenheit und eine teilweise erfundene Vergangenheit war 1945 der geeignetste Weg, um sich aus der deutschen Geschichte und der damit verbundenen moralischen Katastrophe klammheimlich zu verabschieden. Der morbide Prunk der franzisko-josephinischen Adelswelt, der in zahlreichen Sissi-Filmen und der leicht senilen Franz-Josephs-Figur seine Apotheosen fand, bot zudem die Gelegenheit, der Welt ein sympathischeres Bild des fortan nicht mehr ganz so deutschen Österreich zu zeigen. Die Radikalität des kulturellen Traditionsbruchs, den die Alliierten in beiden Teilen Deutschlands bei der Formierung eines neuen gesellschaftlichen Grundkonsenses eingefordert hatten, fand in Österreich keine Entsprechung, weder von oben noch von außen. Von unten oder von innen wurde sie ohnedies nicht mehr eingeklagt, anders als bei der verunglückten ersten Republikgründung siebenundzwanzig Jahre zuvor. (p. 43)<sup>2</sup>

Konziser und treffender lässt es sich nicht sagen. Ähnlich erhellend können Betrachtungen über religiös-politische Verhältnisse ausfallen: Ulrich H. J. Körtner, deutscher protestantischer Theologe und Ordinarius in Wien, nimmt sich der katholischen Staatskirche Kakaniens an und verfolgt deren Spuren bis in die Gegenwart:

Österreich ist [...] das Land der Gegenreformation. Das spürt man bis heute [...]. Symbol der Gegenreformation ist zum Beispiel der Wallfahrtsort Mariazell. Dort [...] wird Maria bis heute als ‚Magna Mater Austriae‘ [...] verehrt. [...] Nachdem im Herbst 2000 die Sanktionen der übrigen EU-Staaten gegen die schwarzblaue Regierung unter Bundeskanzler Schüssel aufgehoben wurden, wallfahrteten die Regierungsmitglieder der ÖVP nach Mariazell. [...] Aber auch der sozialdemokratische Bundeskanzler Alfred Gusenbauer machte der Magna Mater Austriae 2007 seine Aufwartung, nachdem er überraschend die Wahlen gewonnen hatte. Bei dieser Art von österreichisch-katholischer Zivilreligion fühlt man sich als Evangelischer natürlich ausgeschlossen. Aber Juden und Muslimen wird es kaum anders gehen. (p. 84)

Reinhard Urbach führt – um einen letzten Beitrag zu zitieren – mit Hinweis auf Friedrich Heers legendären Essay *Der Kampf um die österreichische Identität* Gegenreformation, Geheimprotestantismus und jene Österreichern nachgesagte Kunst der eleganten Unaufrichtigkeit intelligent zusammen: „Das Paradoxe [...] war, dass die Wiener lange Zeit geheime Protestanten blieben, die nur nach außen vorgaben, zum alten Glauben bekehrt worden zu sein. [...] Nur ja nicht das sagen, was man denkt. Man könnte sich damit unbeliebt machen. Es könnte sogar gefährlich sein.“ (p. 93)

Am Rande bemerkt: Die aus der Kaiserzeit überkommene, im gehobenen Feuilleton-Diskurs nicht selten beschworene Mittel-/Osteuropa-Kompetenz der Österreicher spielt in diesem Band eine untergeordnete Rolle: Balkan und östliches Mitteleuropa liegen Deutschen, offenkundig auch deutschen Migranten in Wien, wenig am Herzen.

Alles in allem: *Wir sind gekommen, um zu bleiben* vermittelt keine grundstürzend neuen Erkenntnisse. Einige Beiträge – an erster Stelle ist Eva Menasse zu nennen – nehmen durch Klugheit und geschmeidigen Ausdruck ein. Das Gros der Texte fällt ab.

#### Anmerkungen

- 1 Es scheint, dass Eva Menasse österreichische Ironiefähigkeit persönlich vorzuführen bestrebt ist, mindestens aber listig im Unklaren lässt, ob gewisse Formulierungen und Aussagen ironisch aufzufassen sind. Dies betrifft auch die Entscheidung, Deutschland anachronistisch als ‚Preußen‘ anzusprechen.
- 2 Charlotte Sucher fügt ein entlarvendes Detail hinzu: „Aufgeteilt auf fast alle klassischen Ministerien ist gewährleistet, dass fast jedes Mitglied der Exekutive Ehrungen verteilen und breit streuen kann. Nur die Frauenministerin verfügt über kein entsprechendes Portefeuille im Ordensgeschäft.“ (p. 45)

